

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument zu drucken und aus diesem Dokument zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internet-Adresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors. Quelle: <http://www.mythos-magazin.de>

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf  
Germanistisches Seminar  
Neuere Deutsche Literaturwissenschaft  
Veranstaltung: Hauptseminar „Feindbilder in Literatur und Medien“  
Seminarleiter: Prof. Dr. Peter Tepe, Tanja Semlow  
Wintersemester 2006/2007

## „Konservierung eines Stereotyps – zur Entstehung und Funktion des Feindbilds Hexe“

von  
Kathrin Zachary

## **Inhalt**

1.	Einleitung	S. 3
2.	Methodische Vorgehensweise	S. 4
2.1	Grundsätzliches über Feindbilder	S. 4
3.	Der Hexenglaube – ein Denksystem	S. 7
3.1	Der historische Hexenbegriff	S. 7
3.2	Der Hexenglaube	S. 8
3.3	Anschuldigungen gegenüber Hexen	S. 9
3.3.1	Der Schadenzauber	S. 9
3.3.2	Der Teufelspakt	S. 10
3.3.3	Die Teufelsbuhlschaft	S. 11
3.3.4	Der Hexensabbat	S. 11
3.4	Das Wesen und das Aussehen der Hexe	S. 12
4.	Feindbild Hexe? – eine Analyse	S. 13
5.	Die Hexe im Märchen – Konservierung eines Stereotyps	S. 18
5.1	Hänsel und Gretel	S. 19
5.2	Brüderchen und Schwesterchen	S. 22
6.	Fazit	S. 24
7.	Literaturverzeichnis	S. 26
8.	Anhang	S. 27

## 1. Einleitung

Diese Arbeit entstand im Rahmen des Hauptseminars „Feindbilder in Literatur und Medien“. Untersucht werden soll hier die Person der Hexe, wie sie in den Gedanken der Hexengläubigen des Mittelalters bestand, und zwar unter der Fragestellung, ob es sich bei diesem Vorstellungsbild um ein Feindbild handelt.

Zunächst wird dazu der Hexenglaube dargestellt – dabei handelt es sich jedoch nicht um eine historische Aufarbeitung im Sinne einer Chronologie. Vielmehr geht es um das „Denksystem Hexenglaube“ und eine detaillierte Beschreibung der Vorstellung, die die Hexengläubigen von einer Hexe hatten. Also: Wer wurde warum als Hexe bezeichnet? Wie wurden Hexen gedacht? Welche Fähigkeiten wurden ihnen zugeschrieben und wie sahen die Hexen aus?

In der methodischen Vorgehensweise habe ich mich für die Feindbildtheorie von Peter Tepe „Grundsätzliches über Feindbilder“<sup>1</sup> entschieden. In Kapitel 2 wird diese Theorie in ihren Hauptpunkten zusammenfassend dargestellt. Hier werden vor allem die Aspekte erwähnt, die für eine spätere Analyse der Hexenthematik sinnvoll und notwendig sind.

Diese Theorie soll dann auf die Person der Hexe angewandt werden, um in einer Feindbild-Analyse zu klären um welche Art von Feindbild und Gegnerschaft es sich in dieser Feind-Konstellation handelt. Die Hexenverfolgung wurde mit einer ungeheuren Grausamkeit betrieben. Dabei scheint es fast unbegreiflich, wie eine Gesellschaft zulassen kann, dass Menschen aus einer bloßen Anschuldigung heraus und ohne reale Chance auf einen Unschuldsbeweis unter Anklage gestellt und schließlich verurteilt werden konnten. Deshalb ist es besonders interessant die Entstehung des Feindbilds und mögliche Funktionen zu untersuchen: Wie kam es dazu, dass Menschen sich gegenseitig denunzierten und damit dem sicheren Tod auslieferten? Welche Gründe gibt es für die Aufrechterhaltung eines Verdachts, der jederzeit jeden unschuldigen Menschen treffen kann? Wer hatte Vorteile vom Bestand dieses Feindbildes und wie sahen diese Vorteile konkret aus? Gibt es vielleicht sogar eine gesellschaftspolitische Funktion der Hexenglaubensvorstellungen? Hier liegt auch der Schwerpunkt dieser Arbeit.

Nach der Herausarbeitung des Hexen-Stereotyps und der Klärung der Feindbild-Lage beschäftigt sich diese Arbeit auch mit der literaturwissenschaftlichen Sicht-

---

<sup>1</sup> Peter Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder*. In: *Aufklärung und Kritik – Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie*. Nürnberg, Heft 18. 2002. 9. Jahrgang, Nr. 2. S. 51-60.

weise dieser Thematik: Dazu wird die Darstellung der Märchenhexe in zwei Märchen der Gebrüder Grimm untersucht. Ziel ist hier, Parallelen zu dem zuvor identifizierten Stereotyp festzustellen. Wichtig ist auch die Fragestellung, wie diese Geschichten auf ihre Leser gewirkt haben. Haben sie vielleicht zum Fortbestand des Feindbilds bis heute beigetragen?

## **2. Methodische Vorgehensweise**

Es gibt verschiedenste Theorien und Ansätze, die für die Analyse von Feindbildern herangezogen werden können. Die Analyse in dieser Arbeit basiert auf der Grundlage der Feindbildtheorie von Peter Tepe, die er in seinem Aufsatz *Grundsätzliches über Feindbilder* vorstellt. Diese soll hier nun kurz in ihren wichtigsten Thesen dargestellt, um dann in den späteren Kapiteln auf die ausgewählten Feindbilder hin angewandt werden.

### **2.1 Grundsätzliches über Feindbilder**

Tepe geht davon aus, dass jede Gruppe oder jedes Individuum sowohl Träger als auch Objekt eines Feindbilds werden kann, konzentriert sich aber in erster Linie auf Gruppen als Feindbild-Träger und -Objekte.

Nach Tepe besteht ein Feindbild aus drei Elementen<sup>2</sup>: Ein Feindbild ist ein Bild oder eine Vorstellung, die eine Bezugsgruppe von einer anderen hat, zum Beispiel die Vorstellung, die verschiedene Völker voneinander haben. Doch nicht jede Vorstellung muss zwangsläufig ein Feindbild sein, vor allem dann nicht, wenn es sich um eine positive Vorstellung handelt. Daraus ergibt sich das zweite Element.

Ein Feindbild ist eine negative Vorstellung, die eine Bezugsgruppe von einer anderen hat. Hier ergibt sich allerdings ein neues Problem: Wie ist es zu bewerten, wenn die negative Vorstellung zutreffend ist? Kann ein negatives, zutreffendes Bild als Feindbild bezeichnet werden? Zum Begriff des Feindbilds gehört demnach noch ein drittes Element.

Ein Feindbild ist eine unzutreffende negative Vorstellung, die eine Bezugsgruppe von einer anderen hat. Ein Feindbild ist also ein „unzutreffendes Negativbild“<sup>3</sup>. Ein anderer Ansatz ist, sich den Wortbestand selbst anzusehen und so zu einer

---

<sup>2</sup> Vgl. Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder*. S. 51.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 52.

anderen Akzentuierung zu gelangen: einem „Bild des Feindes“<sup>4</sup>. Hier denkt man in erster Linie an das Bild eines realen Feindes. Das Bild kann also sowohl einige verzerrte oder übertrieben negative Elemente enthalten, gleichzeitig aber in den Grundzügen berechtigt sein. In dieser Dimension handelt es sich also nicht um Vorurteile, sondern um „berechtigte Bilder der jeweiligen Gegenseite“<sup>5</sup>.

Tepe hat für dieses Phänomen eine eigene Terminologie geschaffen. Das vorurteilshafte Feindbild ist eine negative Größe. Tepe bezeichnet diese Sorte von Feindbildern als „Feindbilder(-)“<sup>6</sup>. Wenn eine Bezugsgruppe von einer anderen ein unzutreffendes Negativbild hat, plädiert Tepe dafür, ein Vorurteilsabbau-Programm einzuschalten, um das negative Bild durch ein realistisches zu ersetzen. Wenn das Bild zutrifft, die Gruppe es folglich mit einem realen Feind zu tun hat, soll das Vorurteilsabbau-Programm nicht eingeschaltet werden, denn dieses Feindbild wird dringend benötigt. Es handelt sich bei dieser Sorte von Feindbildern also um positive Größen. Tepe bezeichnet sie als „Feindbilder(+“<sup>7</sup>.

Damit können zwei Sorten von Feindbildern unterschieden werden: die akzeptablen Feindbilder(+) und die fragwürdigen Feindbilder(-).

Tepe unterscheidet auch zwischen zwei Arten der Gegnerschaft: „einfacher Gegnerschaft und grundsätzlicher Gegnerschaft“<sup>8</sup>, beziehungsweise Feindschaft. Unter einem Feind wird somit ein „grundsätzlicher Gegner“<sup>9</sup> verstanden.

Bei diesen Termini handelt es sich um Relationsbegriffe. Einer Gruppe oder einem Individuum begegnen stets einfache Gegnerschaften, die oft vorübergehend sind, zum Beispiel in Form von Konkurrenzsituationen, immer wieder aber auch grundsätzliche Gegnerschaft.

Ein Feindbild(+) entsteht, wenn ein „fundamentaler Dissens“<sup>10</sup> zwischen verschiedenen Bezugsgruppen herrscht. Die Funktion des Feindbilds besteht dann darin, einer Gruppe die grundsätzliche Gegnerschaft zur anderen Gruppe bewusst zu machen, um so „die Verteidigung der eigenen Überzeugungen und gegebenenfalls der zugehörigen Institutionen zu erleichtern“<sup>11</sup>. Nach Tepe ist daher die Exis-

---

<sup>4</sup> Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder*. S. 52.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 53.

<sup>6</sup> Ebenda

<sup>7</sup> Ebenda

<sup>8</sup> Ebenda

<sup>9</sup> Ebenda

<sup>10</sup> Ebenda, S. 55.

<sup>11</sup> Ebenda

tenz von Feindbildern(+) bei grundsätzlicher Gegnerschaft akzeptabel und notwendig.

Da es sich bei den Feindbildern(-) nicht um reale, sondern um vermeintliche Feinde, also Vorurteile handelt, ist die Frage, welche „Mechanismen der Illusionsbildung“<sup>12</sup> zu ihrer Entstehung beitragen.

Die Menschen neigen zu einem Schwarz-Weiß-Denken – so hat der eigene Held in der Regel nur positive Eigenschaften, die realen und auch die einfachen Gegner werden aber nur negativ gesehen. Daraus lässt sich ein Zusammenhang zwischen Feindbildern(+) und Feindbildern(-) ableiten: So entwickelt sich mit der Herausbildung eines Feindbilds(+) häufig zugleich ein passendes Feindbild(-). Tepe spricht hierbei von „Dämonisierungen des Kontrahenten“<sup>13</sup>, das Bild der realen Feinde wird also „überlagert von einem den realen Feind dämonisierenden Feindbild(-)“<sup>14</sup>. Daran sind oft religiöse Denkstrukturen beteiligt. Die Folge ist, dass die Gruppe danach streben wird, ihre Feinde nicht nur zu bekämpfen, sondern gänzlich zu vernichten, sie auszurotten. Diese Neigung kann wiederum von einem kleinen Teil der Gruppe instrumentalisiert werden, zum Beispiel um milder gestimmte Teile der Bevölkerung gegen die Feinde aufzuwiegeln. Tepe nennt dies „mitreißende Feindbilder“<sup>15</sup> und fasst die Situation folgendermaßen zusammen:

In einer Situation grundsätzlicher Gegnerschaft wird also einerseits ein – zumindest im Prinzip – zutreffendes Bild des reale[n] Feindes benötigt, aber andererseits besteht eine Bereitschaft, den realen Feind zu dämonisieren, weil dies zusätzliche Kräfte zu seiner Bekämpfung freisetzt.<sup>16</sup>

Die Aktivierung zusätzlicher Kräfte kann durchaus auch positiv sein, zum Beispiel in Situationen realer Feindschaft, wie der Besetzung eines Landes durch eine feindliche Gruppe. Hier kommt es dann darauf an, eigene Widerstandskräfte zu mobilisieren, um so die Feinde zu besiegen. Ambivalent ist hierbei, dass gerade die Elemente, die besonders aufrüttelnd wirken, meist mit negativen Übertreibungen, also Feindbildern(-) zusammenhängen.

Sowohl Feindbilder(+) als auch Feindbilder(-) zeigen im Allgemeinen eine „starke Beharrungstendenz“<sup>17</sup>, sie nehmen schnell die Gestalt eines Dogmas an und sind somit über jeden Zweifel erhaben.

---

<sup>12</sup> Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder*. S. 55.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 56.

<sup>14</sup> Ebenda

<sup>15</sup> Ebenda, S. 57.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 56.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 57.

Ändert sich also die Konstellation einer Gegnerschaft, so wird aus einem zutreffenden Feindbild(+) schnell ein unzutreffendes Feindbild(-). Die Weiterentwicklung des alten Bildes jedoch gefährdet die Ausbildung einer funktionierenden Partnerschaft, weshalb der Vorurteilsabbau-Diskurs aktiviert werden sollte.

Dieses Dilemma gilt gleichermaßen für ein bestehendes Feindbild(-): Werden die dämonisierenden Zuschreibungen weiterhin geglaubt, kann sich nie eine gute Beziehung zwischen den Bezugsgruppen entwickeln. Auch hier ist es also nötig, ein Aufklärungsprogramm einzuschalten.

### **3. Der Hexenglaube – ein Denksystem**

Im Folgenden werden die grundsätzlichen Bestandteile des Hexenglaubens zusammenfassend dargestellt. Dabei geht es nicht nur um die verschiedenen Anschuldigungen gegenüber den Hexen, sondern auch um deren Fähigkeiten und die Person der Hexe. Ziel ist es, das Hexenstereotyp, das von den Verfechtern des Hexenwahns propagiert wurde, erkennbar zu machen.

#### **3.1 Der historische Hexenbegriff**

Der Begriff ‚Hexe‘ bildet die Grundlage für die Hexenverfolgung und ist ein „Sammelbegriff [...], in welchem alter Zauber- und Gespensterwahn mit Vorstellungen, die aus dem Ketzerwesen stammen, vermischt sind“<sup>18</sup>. Dabei handelt es sich um einzelne Bestandteile aus verschiedenen Traditionen, wie der orientalischen, antiken oder germanischen Tradition.

Erst durch die Theologie der mittelalterlichen Kirche – insbesondere in der Auseinandersetzung mit dem Ketzerproblem – erlangte der Begriff dann letztendlich die Bedeutung, die „für die Hexenverfolgungen maßgebend“<sup>19</sup> wurde. Dabei herrschte folgende Vorstellung<sup>20</sup>: Die christliche Kirche definierte Ketzerei als ein Abfallen von Gott, besiegelt durch einen Pakt mit dem Teufel, endend in der Teufelsanbetung. Weitere Aspekte dieser Vorstellung waren der Teufelskuss, die Teufelsbuhlschaft und das Fliegen durch die Luft. Wurden einer Person diese Tätigkeitsmerkmale unterstellt, so bezeichnete man sie als Hexe, dies wurde allerdings

---

<sup>18</sup> Johannes Franck: *Geschichte des Wortes Hexe*. In: Joseph Hansen: *Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter*. Hildesheim. 1963. S. 614.

<sup>19</sup> Inge Schöck: *Hexenglaube in der Gegenwart*. Tübingen. 1978. S. 46.

<sup>20</sup> Vgl. Ebenda, S. 46f.

erst mit der Ausbreitung der Hexenprozesse üblich. Die Bezeichnung Hexe wurde erst im 17. und 18. Jahrhundert allgemein.<sup>21</sup>

### 3.2 Der Hexenglaube

„Schädigender Zauber (= Hexerei) wird den Anklagen als real begangenes Verbrechen zugrunde gelegt.“<sup>22</sup> Die theoretische Grundlage für die Verfolgung und Verurteilung von Hexen und Ketzern legten Theologen, vor allem Inquisitionsrichter und Dominikaner, wie Nicolaus Eymericus, Johann Nider oder die Verfasser des *Hexenhammers* Heinrich Institoris und Jakob Sprenger.

Im *Hexenhammer* sind dabei die bestehenden Auffassungen über Hexen und Ketzer zusammengefasst, aber auch neue Aspekte werden aufgenommen<sup>23</sup>: So wird bei der Beschreibung der Gefahr, die von den Hexen ausgeht, besonders der Schadenzauber hervorgehoben. Außerdem wird die Verbindung mit dem Teufel als wesentlicher Bestandteil der Hexerei definiert – dazu gehören der Teufelspakt, die Teilnahme am Hexensabbat und die Unzucht mit dem Teufel. Die entscheidende Rolle spielte jedoch der Pakt mit dem Teufel, der gleichzeitig auch die Grundvoraussetzung für den Schadenzauber ist. Nach Auffassung der Hexengläubigen haben die Verbrechen der Hexen durch den Schadenzauber nicht länger nur eine kirchliche Dimension, sondern auch eine weltliche. Daher sollten sich die Hexen auch vor einem weltlichen Gericht verantworten. Für diesen Prozess gab es sogar eine detaillierte Anleitung für die weltlichen und geistlichen Richter.

Obwohl auch Männer Hexen beziehungsweise Zauberer sein konnten, konzentriert sich diese Arbeit auf das Stereotyp der weiblichen Hexe. Erst nach Veröffentlichung des *Hexenhammers* gerieten Frauen in den Fokus der Inquisition.

Dafür wurden verschiedene Gründe angeführt. Zum einen herrschte die Meinung vor, „dass die Frau prädestiniert war, von Gott abzufallen und sich dem Teufel zu ergeben“<sup>24</sup>. In der katholischen Kirche gilt die Frau seit jeher als dem Mann untergeordnet. Durch den von ihr verursachten Sündenfall hatte Eva die Verbannung der Menschen aus dem Paradies verschuldet und in dieser Tradition wurden alle Frauen unter eine Generalanklage gestellt. Eigenschaften, die Frauen unterstellt

---

<sup>21</sup> Vgl. Wilhelm Gottlieb Soldan/Heinrich Heppe: *Geschichte der Hexenprozesse*. Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. 2 Bände. München. 1912. Unveränderter Nachdruck der 3. Auflage durch die Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt. 1972. Band I. S. 301.

<sup>22</sup> Schöck: *Hexenglaube in der Gegenwart*. S. 51.

<sup>23</sup> Vgl. Ebenda, S. 53.

<sup>24</sup> Bruno Gloger/Walter Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. Wien [u.a.]. 1999. S. 140.

wurden, waren zum Beispiel „Leichtfertigkeit, mangelnder Verstand, Bosheit und Rachgier, sexuelle Begehrlichkeit und ähnliche Untugenden“<sup>25</sup>. Die Verfasser des *Hexenhammers* begründeten dies noch auf andere Weise:

*Das lateinische femina (Frau) gaben sie als Zusammensetzung des spanischen fe (Glaube) und des lateinischen mina (weniger) aus, also die Frau als Weniger-Glaubende.*<sup>26</sup>

Nach dieser Überzeugung war die Frau deshalb „gegenüber den Versuchungen des Teufels anfälliger als der Mann“<sup>27</sup>.

Nach Hammes wurden vorwiegend alte Frauen verfolgt.<sup>28</sup> Er führt dies darauf zurück, dass die Hexenjäger sich somit eine schwache Randgruppe ausgesucht haben, die ihnen wenig entgegen zu setzen hatte. Die beschuldigten Frauen waren „meist alleinstehend und oft nur durch Bettelei in der Lage, sich das Existenzminimum zu beschaffen“<sup>29</sup>. Sie besaßen kaum Einfluss, waren aber durch die Auswirkungen der schweren Kriege überproportional vertreten.

Hebammen waren eine Gruppe in der Bevölkerung, die dem Hexenverdacht besonders ausgeliefert waren, denn nach den Vorstellungen der Ankläger nahmen sie „Schlüsselstellungen in der Hexenhierarchie“<sup>30</sup> ein: Sie galten als „Hexenprinzessinnen“<sup>31</sup>. Als Indizien für ihre Schuld wurde gesehen, dass Hebammen durch ihren Beruf die Möglichkeit hatten, neugeborene Kinder dem Teufel zu weihen oder sie für die Herstellung von Hexensalbe zu stehen.

### **3.3 Anschuldigungen gegenüber den Hexen**

#### **3.3.1 Der Schadenzauber**

Der Schadenzauber, das so genannte Maleficium, war eine Hauptanschuldigung gegenüber den Hexen. Im Mittelpunkt stand dabei die Kunst des Wettermachens: Hexen konnten unzeitigen Regen heraufbeschwören, Hagel, Wind, Donner, Schnee oder Reif, aber auch Ungeziefer, um dadurch die Ernte zu schädigen.<sup>32</sup> Außerdem konnten Hexen Blitzschläge herbeiführen und dadurch Menschen oder Tiere töten.

---

<sup>25</sup> Gloger/Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. S. 140.

<sup>26</sup> Evelyn Heinemann: *Hexen und Hexenglauben: eine historisch-sozialpsychologische Studie über den europäischen Hexenwahn des 16. und 17. Jahrhunderts*. Frankfurt [u.a.]. 1986. S. 81.

<sup>27</sup> Gloger/Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. S. 140.

<sup>28</sup> Vgl. Manfred Hammes: *Hexenwahn und Hexenprozesse*. Frankfurt. 1977. S. 61.

<sup>29</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 81.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 83.

<sup>31</sup> Ebenda

<sup>32</sup> Vgl. Hammes: *Hexenwahn und Hexenprozesse*. S. 73.

Wohl durch die besondere Abhängigkeit vom Wetter – in Bezug auf die Ernte – war der Wetterzauber besonders in ländlichen Gegenden gefürchtet und dort Hauptanklagepunkt in den Hexenprozessen.

Weiterhin wurde Hexen die Fähigkeit zugeschrieben, bei Männern Impotenz erzeugen zu können und sowohl bei Menschen als auch bei Tieren Unfruchtbarkeit. Auch beim plötzlichen Auftreten einer Krankheit bei Mensch oder Tier wurden meist Hexen verantwortlich gemacht. Im *Hexenhammer* wird berichtet, dass die Verhexung meist durch eine Berührung oder den Blick der Hexe erfolgte.<sup>33</sup> Kühe galten als „beliebteste[s] Ziel der Hexenkunst“<sup>34</sup>: Der so genannte Milchdiebstahl erfolgte durch Anrufung des Teufels, dann nannte die Hexe eine bestimmte Kuh, schlug ein Messer oder ein anderes Instrument in die Wand und konnte so den Stiel melken.<sup>35</sup>

### 3.3.2 Der Teufelspakt

Nach Auffassung der Hexengläubigen war ein Pakt zwischen der Hexe und dem Teufel die „Voraussetzung eines jeden Schadenaubers“<sup>36</sup> und gestaltete sich folgendermaßen: Gegen Einsatz ihres Seelenheils erhielt die Hexe vom Teufel übernatürliche Kräfte, war aber auch dazu verpflichtet, diese zum Schaden der Menschen einzusetzen. „Mit dem Pakt verbunden, waren Lehnseid, Taufe und formelle Lossagung von Gott.“<sup>37</sup> Das Hexenwerk begann also mit der Versuchung, ging man darauf ein, führte dies zum „Abfall von Gott und Anbetung des Teufels gegen materielle Vorteile“<sup>38</sup>.

Dabei erhielt die Hexe für den Vertragsabschluss ein nach außen erkennbares Zeichen, das so genannte „stigma diabolicum“<sup>39</sup> – das Hexenmal. Es wurde der Hexe bei ihrer ersten Teilnahme am Hexensabbat vom Teufel eingebrannt. Als Hexenmale galten Unregelmäßigkeiten der Haut, diese konnten nicht nur als „Warze, Muttermal oder Leberfleck auftreten, sondern auch als Strich oder einfacher Fleck“<sup>40</sup>. Hexenmale sollten schmerzunempfindlich sein und beim Einstechen mit

---

<sup>33</sup> Vgl. Jakob Sprenger/Heinrich Institoris: *Der Hexenhammer*. München. 1983. 2.Teil. S. 147.

<sup>34</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 65.

<sup>35</sup> Vgl. Sprenger/Institoris: *Der Hexenhammer*. S. 148.

<sup>36</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 66.

<sup>37</sup> Gloger/Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. S. 143.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 142.

<sup>39</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 67.

<sup>40</sup> Gloger/Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. S. 144.

einem spitzen Gegenstand nicht bluten. Auch ein formeller Vertrag mit dem Teufel, den die Hexe mit ihrem Blut unterschrieb, sei gelegentlich üblich gewesen.

### 3.3.3 Die Teufelsbuhlschaft

Außerdem existierte die Vorstellung, dass der Teufelspakt durch den Geschlechtsverkehr zwischen dem Teufel und der Hexe besiegelt wurde, die so genannte Teufelsbuhlschaft. Dabei erschien der Teufel den Menschen in verschiedenen Gestalten: Bei einer Frau trat er als „Incubus (der Aufliegende)“<sup>41</sup> auf, einem Mann näherte er sich als „Succubus (der Unterliegende)“<sup>42</sup>. Zwar war der Teufel beim Geschlechtsverkehr nicht zeugungsfähig, er konnte jedoch den Samen, den er als Succubus empfangen hatte, als Incubus wieder abgeben. Die Kinder, die auf diese Weise gezeugt wurden, nannte man Wechselbälger.

Doch es wurde auch angenommen, dass Hexen ihre eigenen Kinder dem Teufel weihten, ohne dass die Väter davon erfuhren. So wurden beispielsweise körperlich behinderte, gebrechliche, missgebildete oder verhaltensauffällige Kinder als Kinder des Teufels bezeichnet. Im *Hexenhammer* wurden besonders die Hebammen beschuldigt, Kinder dem Teufel zu weihen, und gerieten so unter einen Generalverdacht.

### 3.3.4 Der Hexensabbat

Dieses Hexenfest, an dem alle Hexen regelmäßig teilnahmen, wurde als eine Umkehrung, ja fast eine Parodie der christlichen Messe gedacht und deshalb oft auch als Schwarze Messe bezeichnet. „An die Stelle Gottes und seiner Heiligen traten hierbei mit den gleichen Funktionen der Teufel und seine Diener [...]“<sup>43</sup> So fand der Hexensabbat auch an hohen kirchlichen Festen oder Heiligtagen statt.

Den nach dem Hexenglauben typischen Ablauf des Hexensabbats beschreiben Gloger und Zöllner<sup>44</sup>: Die Hexen flogen zum Ort des Festes, dazu nutzten sie zum Beispiel „Tiere, [...] land- und hauswirtschaftliche Geräte“<sup>45</sup>. Diese und sich selbst rieben die Hexen vor dem Flug mit einer speziellen Salbe ein, die die Funktion eines Kraftstoffs hatte, und aus widerlichen Zutaten, wie „dem Fett nichtge-

---

<sup>41</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 67.

<sup>42</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 67.

<sup>43</sup> Gloger/Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. S. 143.

<sup>44</sup> Vgl. Ebenda, S. 144-145.

<sup>45</sup> Ebenda, S. 144.

taufte Kinder oder Reptilien- und Lurchsäften“<sup>46</sup> bestand. Zum Start sprach die Hexe dann einen Zauberspruch und verließ das Haus zum Beispiel über den Kamin.

Der Teufel übernahm bei der Zeremonie die parodierte Funktion des Priesters, indem er Abendmahl, Beichte, Sündenstrafe und Lossprechung zelebrierte. Nach dem „liturgischen Teufelsdienst“<sup>47</sup> begann die Feier, es wurde getanzt und gegessen. Der eigentliche Höhepunkt des Festes war dann eine „sexuelle Orgie“<sup>48</sup> der Hexen untereinander und mit dem Teufel. Der Hexensabbat fand traditionell auf einem Berg statt, meist auf dem Blocksberg. Für kleinere Feiern trafen sich die Hexen aber auch an anderen, meist skurrilen und unheimlichen Plätzen, wie Friedhöfen.

### **3.4 Das Wesen und das Aussehen der Hexe**

Nicht nur die Anschuldigungen gegen die Hexen wiederholen sich geradezu stereotyp – auch die Vorstellung vom Aussehen der Hexe weist stark typisierte Züge auf. Als Hexen galten alleinstehende, ältere Frauen, die meist verarmt waren und somit zu einer sozialen Randgruppe gehörten. In Märchen und Sagen begegnet uns die Figur der Hexe mit immer gleichen Attributen, und so hat sich in diesem Bereich ein regelrechtes Hexenstereotyp herausgebildet. So beschreibt beispielsweise Ludwig Bechstein in seinem Märchen *Die Hexe und die Königskinder*<sup>49</sup> die Hexe als eine alte, schlimme Frau, die ganz allein und isoliert von der Gesellschaft im Wald lebt. Sie trägt eine grüne Brille und ihr zotteliges Haar hängt ungepflegt von ihrem Kopf herunter. Sie ist abgemagert und trägt armselige Kleidung, ihre Haut ist wettergegerbt. Außerdem trägt sie einen Korb mit Zauberkräutern mit sich.

Meist wird die Hexe somit als ein altes, buckliges, hässliches Weib dargestellt. Sie hat eine krumme Nase, ungepflegte und schiefe Zähne und eine Warze im Gesicht. So findet sich also auch hier das stigma diabolicum. Die Hexe trägt entweder ein Kopftuch oder hat wirres rotes Haar und rote Augen. Sie trägt lange

---

<sup>46</sup> Gloger/Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. S. 144.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 145.

<sup>48</sup> Ebenda

<sup>49</sup> *Die Hexe und die Königskinder* In: Ludwig Bechstein: *Sämtliche Märchen*. München. 1971. S. 208-213.

und unmoderne Kleider und geht am Stock. In manchen Überlieferungen können Hexen ihr Aussehen auch verändern.

Wer dieser Beschreibung entsprach, konnte schnell in den Verdacht geraten, eine Hexe zu sein. „Äußeres, Isoliertheit oder volksmedizinische Beschäftigung taten ein Übriges, um gerade die ältere Frau zum Prototyp der Hexe zu stempeln.“<sup>50</sup>

#### **4. Feindbild Hexe? – Eine Analyse**

Die Feindbildanalyse soll nun auf der Grundlage der eingangs vorgestellten Theorie von Peter Tepe auf den Hexenglauben angewandt werden. Hierbei muss grundlegend unterschieden werden zwischen der Frau, die als Hexe angeklagt und verurteilt wurde, und dem Glauben an Hexen, also dem Vorstellungsbild von der Hexe.

Zunächst ist festzustellen, ob es sich bei dem Bild, das von einer Hexe existiert, überhaupt um ein Feindbild handelt. Bei den Hexen gläubigen herrscht ein bestimmtes Bild von der Hexe als Stereotyp vor. Dieses Bild ist eindeutig negativ, werden der Hexe doch Fähigkeiten, wie der von ihr betriebene Schadenzauber zugeschrieben. Außerdem ist das Bild von der Bezugsgruppe der Hexen unzutreffend, weil keine reale Bedrohung durch Hexen besteht. Es handelt sich hierbei also eindeutig um ein unzutreffendes Negativbild, ein Feindbild(-).

Obwohl im Fall der Hexenverfolgung keine reale Bedrohung durch die als Hexen bezeichneten Personen existiert, handelt es sich hier um eine grundsätzliche Gegnerschaft ohne gemeinsamen Konsensrahmen. Dem Denkschema des christlichen Glaubens liegt die Bibel zugrunde, sie ist Wegweiser, auch in Bezug auf die eigenen Feinde. Wo immer religiöse Denkstrukturen im Spiel sind, kommt es häufig zu „Dämonisierungen des Kontrahenten“<sup>51</sup>: Diesem wird dann „eine Verbindung zu einer metaphysisch negativen Instanz, etwa dem Teufel“<sup>52</sup> unterstellt. Genau diese Situation finden wir bei den Vergehen der Hexen: Sie sollen mit dem Teufel im Bunde sein, schließen mit ihm einen Pakt und als besonders abstoßendes Element haben sie sogar Geschlechtsverkehr mit ihm. In einer religiösen Weltsicht gehören die Hexen somit zum „Reich des Bösen“<sup>53</sup> und werden dementsprechend brutal verfolgt. Im Denkschema des Hexenglaubens ist nichts Menschliches mehr

---

<sup>50</sup> Gloger/Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn*. S. 141.

<sup>51</sup> Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder*. S. 56.

<sup>52</sup> Ebenda

<sup>53</sup> Ebenda

an ihnen, vielmehr wird der Feind hier als „eine Art Unwesen betrachtet, das nicht nur zu bekämpfen, sondern das total zu vernichten und auszurotten ist“<sup>54</sup>. Und so werden die vermeintlichen Hexen nach einem Scheinprozess auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Wodurch die Gegnerschaft im Einzelnen gekennzeichnet ist, wurde bereits in Kapitel 3 ausgeführt, das sich mit dem Denkschema des Hexenglaubens beschäftigt. An dieser Stelle sollen nur kurz die elementaren Charakteristiken wiederholt werden. Nach dem Glauben der Hexenankläger verfügt die Hexe über magische Kräfte, die sie hauptsächlich zum Schaden der Menschen einsetzt, zum Beispiel indem sie Mensch und Tier krank macht, das Wetter verhext oder Milchdiebstahl betreibt. Sie isst kleine Kinder, stellt aus Neugeborenen eine Hexensalbe her oder weiht ein neugeborenes Kind dem Teufel. Existenzielle Vorwürfe gegenüber den Hexen sind der Teufelspakt, die Teufelsbuhlschaft, der Schadenzauber und die Teilnahme am Hexensabbat. Die Grundannahme besteht darin, dass die Hexe den Menschen in ihrer Umgebung schaden möchte – ihr wird also eine generelle Bosheit unterstellt. Das schwerste Vergehen der Hexe ist allerdings der Pakt mit dem Teufel und das damit verbundene Abfallen von Gott.

Anlass für die Entstehung des Feindbilds Hexe im Mittelalter sind in erster Linie Dogmatismus und Überlegenheitsanspruch der katholischen Kirche, die jeder Kritik die Legitimität absprach und damit sogar die Tötung von Kritikern oder Andersgläubenden rechtfertigte. Der Gegner wird hier zum Sündenbock stigmatisiert und es kommt zu einer Dämonisierung und Abwertung seiner Person. Leitend sind hierbei der Anspruch auf den Besitz der absoluten Wahrheit, die Absage an jede Kritik und das stetige Streben nach dieser Wahrheit – der Hexenglaube kann somit als eine „absolutistische Denkform“<sup>55</sup> bezeichnet werden. Dabei wurde der Bevölkerung auch die Gefahr einer Bedrohung durch die Hexen suggeriert. In einer Gesellschaft, die sich weiterentwickelte und in der die Wissenschaft stetig an Ansehen gewann, musste die Kirche ihren Einfluss mit allen Mitteln bewahren. So passt es nur allzu gut, dass besonders Frauen durch ihre Stigmatisierung als Hexe an der Ausübung eines Berufs gehindert wurden (beispielsweise die Hebammen). Die patriarchalische Gesellschaftsstruktur duldet keine unabhängigen, berufstätigen Frauen. Durch die Art und Weise, in der die Prozesse gegen die Be-

---

<sup>54</sup> Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder*. S. 56.

<sup>55</sup> Ebenda, 60.

schuldigten durchgeführt wurden – ein Verdacht allein reichte schon, jeder Zeuge wurde anerkannt und Beweise mussten nicht erbracht werden –, entstand ein Klima der Angst in der Bevölkerung, das in massenhafter Denunziation gipfelte.

So führte vor allem das Konstrukt des Hexensabbats zu einer Prozesslawine: Da man davon ausging, dass mehrere Personen an diesen Orgien teilnahmen, musste die Angeklagte weitere Hexen kennen. Um an die Namen der Mittäter zu gelangen, stellten die Richter den Angeklagten häufig Befreiung von der Folter in Aussicht. Es ist davon auszugehen, dass daraufhin vor allem „angefeindete oder beneidete Personen“<sup>56</sup> genannt wurden. In diesem regelrechten Denunziationssystem war die Existenz des Menschen durch Unsicherheit und Angst geprägt. So konnte die Kirche ihre eigene Position durch das Heraufbeschwören einer Krise und die Verfolgung der Gegner festigen.

Doch das Feindbild erfüllte auch andere Funktionen. Eine davon ist die Darstellung der Hexe als Sündenbock: In einer unaufgeklärten, rückständigen Gesellschaft dient Hexerei als Mittel der Erklärung, wann immer für die Menschen sonst nicht erklärbare Ereignisse auftreten. Hexen wurden oft für das eigene Versagen verantwortlich gemacht, zum Beispiel wenn ein Geschäft nicht erfolgreich war, Tiere erkrankten oder Kühe nicht genug Milch gaben. Durch diesen Schuldenthebungsmechanismus umgingen die Denunzianten das Eingeständnis ihrer eigenen Schuld oder des eigenen Versagens. Doch wie kommt es zu dieser Projektion von eigenen Fehlern auf Andere?

Keith Thomas<sup>57</sup> entwickelt zu dieser Frage einen bemerkenswerten Erklärungsansatz: die „Theorie der Almosenverweigerung“<sup>58</sup>. Nach Thomas ist es besonders auffällig, dass bestimmte Unglücksfälle nur dann dem Wirken einer Hexe zugeschrieben wurden, wenn das angebliche Opfer bereits jemanden in Verdacht hatte. Thomas geht davon aus, dass diesen Beschuldigungen oft ein eigenes Fehlverhalten des Hexenopfers vorausging. Die als Hexe beschuldigte Person lebte meist in der Nachbarschaft, zumindest aber im selben Dorf oder derselben Gemeinde wie das angebliche Hexenopfer.

Eine nähere Untersuchung der Fälle [...] zeigt, daß die Anklage normalerweise nur dann erhoben wurde, wenn der Kläger nicht nur das Gefühl hatte, die Hexe hege einen Groll gegen ihn, sondern wenn der Groll berechtigt war. Mit anderen Worten, man hielt die He-

---

<sup>56</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 75.

<sup>57</sup> Vgl. Keith Thomas: *Die Hexen und ihre soziale Umwelt*. In: Claudia Honegger [Hrsg.]: *Die Hexen der Neuzeit*. Frankfurt am Main. 1979. S. 256-308.

<sup>58</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 101.

xe nicht für jemanden der aus bloßer Rachsucht agierte; vielmehr ahndete sie ein klares Unrecht. Es ging nicht darum, daß Hexe und Opfer sich vorher gestritten hatten. Entscheidend ist paradoxerweise, dass eher die Hexe moralisch im Recht war und nicht das Opfer.<sup>59</sup>

Häufigster Grund für diese Reaktion war nach Thomas „die Situation, daß das Opfer gegen die Moral der Wohltätigkeit oder des gutnachbarlichen Verhaltens verstoßen hatte“<sup>60</sup>, zum Beispiel indem es der alten Frau Essen oder Trinken verwehrt hatte. Bei einer Hexe handelte es sich meist um eine „am Rande der Gesellschaft lebende, ältere wirtschaftlich schwache Frau“<sup>61</sup>. So war das eigene Verhalten im Sinne der Nächstenliebe unchristlich. Aus Angst vor der Vergeltung der Hexe oder einem schlechten Gewissen denunzierte das Opfer diese dann, um ihr zuvor zu kommen. Als ausschlaggebend für den Verdacht der Hexerei gilt hier also die soziale Lage der Hexe.

Auch persönliches Unglück wurde den Hexen angelastet. Wenn ein behindertes Kind geboren wurde, galt es meist als Wechselbalg, den eine Hexe den unglücklichen Eltern in die Wiege gelegt hatte. Durch die Unwissenheit über die Ursachen körperlicher Missbildungen wurde eine andere Erklärung für die Behinderung gesucht, die nicht mit einem eigenen Verschulden oder einer Bestrafung durch Gott zusammenhängen konnte. Als besonders verdächtig galten, wie bereits erwähnt, die Hebammen, die nach den Anschuldigungen des *Hexenhammers* einer „massiven Vernichtungskampagne“<sup>62</sup> ausgesetzt waren. So kam es zu einer „Gleichsetzung von Hexen und Hebammen“<sup>63</sup>, die dazu führte, dass diese Berufsgruppe in manchen Städten nahezu ausgerottet war. Doch der Vorwurf der Hexerei war sicherlich nicht der einzige Grund für die Verfolgung von Hebammen: Es war für die Kirche eine Möglichkeit, Frauen aus der Berufstätigkeit hinauszudrängen. Das Wissen um Frauenheilkunde war bis zu der Entstehung einer medizinischen Wissenschaft immer den Frauen vorbehalten und wurde auch stets nur unter Frauen weitergegeben. So bezeichnet Michelet beispielsweise die Hebamme als „einzige Ärztin des Volkes“<sup>64</sup>. Gelehrte, berufstätige Frauen, die sich mit Heilkunde auskannten, konnten von der katholischen Kirche, die ihre Macht

---

<sup>59</sup> Thomas: *Die Hexen und ihre soziale Umwelt*. S. 278.

<sup>60</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 100f.

<sup>61</sup> Ebenda, S. 99.

<sup>62</sup> Ebenda, S. 68.

<sup>63</sup> Ebenda, S. 83.

<sup>64</sup> Jules Michelet: *Die Hexe*. München. 1974. S. 20.

hauptsächlich auf Angst und Unwissenheit gründete, nicht toleriert werden – waren die Hebammen für die Frauen doch auch ein Stück weit Autonomie.

Ein weiterer denkbarer Grund für die Hexenverfolgung ist ihre politische Funktionalisierung: So besteht nach Brackert ein „Zusammenhang zwischen dem politischen Prozess der Ausbildung absolutistischer Herrschaft und dem Anwachsen sowie allmählichen Abklingen der Hexenverfolgungen“<sup>65</sup>. In Ländern, in denen das Volk bereits früh ein Mitspracherecht hatte, gab es dementsprechend früh auch Widerstand gegen den Hexenwahn. Die Verfolgung und Ermordung der angeblichen Hexen diente dem Staat hierbei als „Mittel der Disziplinierung“<sup>66</sup>, indem die Bevölkerung einer „selbtherrlichen Willkür“<sup>67</sup> ausgesetzt wurde. Politische Gegner konnten so unter dem Deckmantel einer Hexenanklage beseitigt werden. Von der Kirche wurde diese machtpolitische Funktionalisierung des Hexenwahns ebenso praktiziert.

Außerdem stellten die Hexenverbrennungen eine Möglichkeit der finanziellen Bereicherung dar: So war es nach Hammes bis 1532 üblich „das Vermögen der Verurteilten zu konfiszieren, unabhängig davon, ob Erben vorhanden waren oder nicht“<sup>68</sup>.

Das Feindbild Hexe erfüllt also im Kontext der grundsätzlichen Gegnerschaft verschiedene Funktionen. Durch den Schuldenthebungsmechanismus werden die Hexen zu Sündenböcken stigmatisiert. Durch die Denunziation können intrapersonale Konflikte unter dem Deckmantel der Hexenverfolgung ausgetragen werden. Im Zuge der Hexenverfolgung erstarkt das Gemeinschaftsbewusstsein unter den Verfolgern und schafft so eine neue Glaubensgewissheit – jeder möchte ein besonders guter Christ sein, auch um sich selbst vor einem Verdacht zu schützen. Für Kirche und Staat bedeutet die Verfolgung der Hexen in erster Linie Machtgewinnung und -sicherung.

Wie werden die Feinde nun von den Verfechtern des Hexenwahns gedacht? Den Hexen wird Verblendung und Bösartigkeit unterstellt: Sie können die Menschen verhexen und sie durch ihren Schadenzauber ins Unglück stürzen. So verkörpert

---

<sup>65</sup> Helmut Brackert: *Unglückliche, was hast du gehofft? Zu den Hexenbüchern des 15.-17. Jahrhunderts*. In: Becker u.a.: *Aus der Zeit der Verzweiflung. Zu Genese und Aktualität des Hexenbildes*. Frankfurt. 1977. S.131-187. S. 182ff. Zitiert nach: Evelyn Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 89.

<sup>66</sup> Heinemann: *Hexen und Hexenglauben*. S. 89.

<sup>67</sup> Ebenda

<sup>68</sup> Hammes: *Hexenwahn und Hexenprozesse*. S. 243ff.

die Hexe auf ihre Art das Negativbild der helfenden und gütigen Engel, so wie der Teufel, beziehungsweise der Antichrist das Negativbild Gottes verkörpern. Dafür spricht auch die Darstellung des Hexensabbats (siehe Kapitel 2.3.4), der die heilige Messe parodiert und in Anlehnung daran Schwarze Messe genannt wird.

So bilden sich bei den Hexengegnern verschiedene Annahmen über das Wesen der Hexen: Es kommt zu einer Generalisierung („Sie sind alle böse“). Ihr Wesen gilt als unveränderlich, es gibt also keine Hoffnung, dass sie sich selbst wieder dem Guten zuwenden. Sie werden dämonisiert und gelten als Inbegriff des Bösen. Mit ihrem ordnungszerstörenden Charakter wollen sie die Autorität der katholischen Kirche untergraben. Die Hexen werden also als grundsätzlich böseartig gedacht, aber auch als unterlegen, wie Menschen zweiter Klasse. Diese angenommene Besiegbarkeit spielte bei dem Feldzug gegen die Hexen sicherlich eine große Rolle.

Das Denkschema, das dem Hexenglauben zugrunde liegt, ist religiös motiviert. Ursprung ist der Absolutheitsanspruch der christlichen Kirche, die ihren eigenen Glauben als den einzig legitimen postuliert. Die Hexen stehen nach diesem Glauben mit dem Teufel im Bunde, der seinerseits der Repräsentant des metaphysisch Negativen ist. Religiöse Phrasen werden instrumentalisiert und die Verfolgung so religiös begründet. Die Basis für diese Weltanschauung liefert die Bibel, dort heißt es beispielsweise: „Eine Hexe sollst du nicht am Leben lassen“ (Exodus 22,17). Es wird also die Vernichtung des Gegners angestrebt.

Als Konsequenz daraus ergibt sich ein rigoroser Umgang der Hexen gläubigen mit den Angeklagten: Die Hexen werden zu Unwesen erklärt und somit komplett entmenschlicht. Das Ziel der Verfolgung ist eine von den Initiatoren vorangetriebene generelle Enthumanisierung der Hexen und daran anschließend ihre endgültige Vernichtung.

## **5. Die Hexe im Märchen – Konservierung eines Stereotyps**

Nach der eingehenden Analyse auf Basis der Feindbildtheorie, soll dieses Feindbild nun aus der literaturwissenschaftlichen Sicht heraus untersucht werden.

Als Untersuchungsgegenstand dienen Märchen, da diese Erzählungen die Märchenhexe als „schematisierte Negativfigur“<sup>69</sup> regelrecht konserviert haben. Bei

---

<sup>69</sup> Schöck: *Hexenglaube in der Gegenwart*. S. 17.

Ludwig Bechstein haben wir das Hexenstereotyp, das uns die Märchen liefern, bereits kennen gelernt.

Dieses wird im Folgenden auch in zwei Märchen der Brüder Grimm aufgezeigt: *Hänsel und Gretel*<sup>70</sup> und *Brüderchen und Schwesterchen*<sup>71</sup>.

Diese beiden Märchen wurden gewählt, weil sie nicht nur das äußere Bild der Hexe zeigen, sondern sich aus der Darstellung auch Schlüsse auf den Charakter der Figur ergeben. Bei der Analyse sollen vor allem das Aussehen und die Eigenschaften der Hexe, die in Kapitel 3 herausgearbeitet wurden, im Märchen erkennbar gemacht werden.

Um die Inhaltsangaben an dieser Stelle zu sparen und Unklarheiten ob der Version des Märchens zu vermeiden, sind beide Texte im Anhang abgedruckt.

## 5.1 Hänsel und Gretel

„Weibliche Figuren – die Stiefmutter und die Hexe – sind in dieser Geschichte die feindlichen Mächte.“<sup>72</sup> So ist es die Stiefmutter, die dafür sorgt, dass die Kinder nicht länger zuhause leben dürfen.

Die Hexe in diesem Märchen lebt außerhalb der Gesellschaft, gleich einer Eremitin, denn erst als die Kinder „immer tiefer in den Wald“<sup>73</sup> geraten, stoßen sie auf ihr Haus. Während das Zuhause der Kinder noch real möglich ist, wirkt der Lebensraum der Hexe fast wie eine Parallelwelt, die im extremen Gegensatz zur Realität steht. Während die Familie auf ihrem Hof in Armut lebt und der Vater – ein einfacher Holzhacker – seine Kinder kaum ernähren kann, lebt die Hexe in einem Haus, das aus den köstlichsten Lebensmitteln gebaut ist. So lockt sie die Kinder mit dem, wonach sie sich am meisten sehnen: Sich endlich einmal satt essen zu können. Nach Tagen des Herumirrens im Wald mit großem Hunger erscheint das Knusperhäuschen fast wie eine Halluzination. Nach Bettelheim symbolisiert das Haus der Hexe „die orale Gier und wie gern man ihr nachgeben möchte“<sup>74</sup>. Die

---

<sup>70</sup> *Hänsel und Gretel*. In: Grimms Märchen. Gesamtausgabe. Mit Bildern von Ludwig Richter. München. O. J. S. 60-67.

<sup>71</sup> *Brüderchen und Schwesterchen*. In: Grimms Märchen. Gesamtausgabe. Mit Bildern von Ludwig Richter. München. O. J. S. 44-50.

<sup>72</sup> Bruno Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*. Stuttgart. 1977. S. 156.

<sup>73</sup> *Hänsel und Gretel*. In: Grimms Märchen. Gesamtausgabe. Mit Bildern von Ludwig Richter. München. O. J. S. 63. Im vorliegenden Kapitel wird nach dieser Ausgabe mit in Klammern nachgestellten Seitenzahlen zitiert.

<sup>74</sup> Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*. S. 153.

Hexe selbst versteht er als eine „Personifikation der destruktiven Aspekte der Oralität“<sup>75</sup>.

Die Szene, in der die Hexe auftritt, wirkt zunächst äußerst positiv: Ein weißes Vöglein führt die Kinder zu einem Haus, das ganz und gar aus Brot gebaut und mit Kuchen gedeckt ist, die Fenster bestehen sogar aus Zucker. Auch die Bewohnerin empfängt die Kinder freundlich, nimmt sie sogar an der Hand und führt sie in ihr Haus.

Der weiße Vogel, eigentlich ein Friedenssymbol, lockt die Kinder direkt in die Gefahr und repräsentiert gleichzeitig die Verbundenheit der Hexe mit der Natur: Indem sie den Vogel für ihre grausamen Zwecke instrumentalisiert, nämlich um Kinder anzulocken, bedient sie sich sogar der Tierwelt.

Zuerst sehen die Kinder die Hexe nicht, doch sie hören sie aus ihrem Haus rufen, dabei hat sie „eine feine Stimme“ (S. 64), die den Anschein erweckt, dass die Kinder es mit einer freundlichen Person zu tun haben. Nun tritt die Hexe aus ihrem Haus, vielmehr kommt sie „herausgeschlichen“ (S. 64), gestützt auf eine Krücke, außerdem wird sie als „Alte“ (S. 64) bezeichnet. Zunächst wiegt sie die Kinder in Sicherheit: „kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid“ (S. 64), verwöhnt beide mit Essen, so gut wie sie es zuhause bestimmt noch nie gegessen haben. Auch schöne Betten hat sie für die Kinder bereitet und diese glauben schließlich, „sie wären im Himmel“ (S. 65).

Doch nun erfährt der Leser, dass all diese Dinge, die sich die Kinder gewünscht haben – Geborgenheit, jemand, der sich um sie kümmert, genug zu essen und ein warmes Bett –, nur ein Mittel waren um ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Hexe benutzt also hinterhältig die Sehnsüchte der Kinder um ihre eigenen Ziele zu erreichen. Und so lernen wir nun die wahren Absichten der Hexe kennen:

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es und das war ihr ein Festtag. (S. 65)

Nachdem nun der wahre Charakter der Hexe bekannt ist, wird auch ihr Aussehen diabolischer beschrieben. Dass Hexen rote Augen haben begegnete uns bereits bei Ludwig Bechstein<sup>76</sup> und auch hier wird dies als typisches Charakteristikum der Hexe genannt. Ihre Sehkraft ist eingeschränkt, dafür ist ihr Geruchssinn umso

---

<sup>75</sup> Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*. S. 153.

<sup>76</sup> Vgl. Kapitel 3.4

besser, was die Hexe wiederum in den Bereich des Animalischen rückt: So heißt es, die Hexe habe eine „feine Witterung, wie die Tiere“ (S. 65), sie hat Hänsel und Gretel deshalb schon vor ihrer Ankunft am Hexenhaus gerochen. Obwohl die Hexe in einem köstlichen Brothaus wohnt ist sie abgemagert, ihre Hand ist dürr, als sie nach Hänsel greift. Abmagerung ist durchaus auch als Zeichen eines Einsiedlerlebens zu deuten, aber hier soll wahrscheinlich eher das abstoßende Äußere der Hexe betont werden. Auch die feine Stimme der Hexe ist nun verklungen, als sie Hänsel und Gretel in ihrer Nähe bemerkt, lacht sie „boshaft“ (S. 65) und spricht „höhnisch“ (S. 65).

Hier sind bereits mehrere stereotype Charakteristika der Hexe erkennbar: Die Hexe lebt nicht innerhalb der Gesellschaft, sie ist nicht Teil derselben, sondern lebt vielmehr in einem gesellschaftsfreien Raum. Hier muss sie auch keine Konsequenzen für ihr Handeln fürchten. Außerdem lebt sie in einem tiefen Wald und kann sogar Tiere für ihre Zwecke einsetzen. Dies zeigt ihre Verbundenheit mit der Natur, ihre animalische Seite, die sie von der Menschlichkeit abgrenzt.

Die Hexe ist hinterlistig. Sie erreicht ihre Ziele durch falsche Freundlichkeit und Lügen. Außerdem spielt sie mit den Sehnsüchten der Kinder und kann sich so leicht deren Vertrauen erschleichen. Das hinterlistige Wesen der Hexe zeigt sich auch in ihrer Fortbewegung – sie geht nicht, sondern sie schleicht und sie lauert den Kindern auf. Das Aussehen der Hexe wird als altershässlich beschrieben: So lässt beispielsweise die Benutzung eines Gehstocks auf ein hohes Alter schließen, außerdem sind ihre Augen schlecht.

Die Hexe verspeist Kinder. In den Vorstellungen des Hexenglaubens sind Kinder immer wieder das Ziel der Hexen, sei es um sie dem Teufel zu weihen, aus dem Fett ungetaufter Kinder Flugsalbe herzustellen, oder um sie zu essen. Und so entsteht beim Rezipienten genau das Bild, das er sich von einer Hexe machen soll: ein Feindbild.

Nun hat die Hexe die Kinder also in ihrer Gewalt. Während Hänsel gemästet werden soll, muss Gretel kochen und den Haushalt besorgen. Doch mit einer List gelingt es Hänsel, die Hexe zu täuschen und ihr vorzugaukeln, er nehme nicht zu. Dabei nutzt er die Tatsache aus, dass die Hexe nicht gut sehen kann. Auch Gretel kann die Hexe schließlich überlisten und stößt sie in den Backofen. Zwei Kinder sind im Endeffekt doch schlau genug, um die böse Hexe zu besiegen.

Den Tod findet die Hexe schließlich im Feuer, denn die „gottlose Hexe musste elendig verbrennen“ (S. 66). Hier findet sich nicht nur eine Anspielung auf die Abwendung von Gott, die Hexe stirbt auch auf die im Mittelalter am häufigsten gewählte Hinrichtungsart für Hexen: Sie muss lebendig verbrennen.

Erwähnenswert ist außerdem, dass nach der Rückkehr der Kinder die böse Stiefmutter, die den Vater überredet hatte, die Kinder auszusetzen, gestorben ist. Als wäre sie mit der Hexe im Ofen verbrannt.

## 5.2 Brüderchen und Schwesterchen

Auch in diesem Märchen ist es die „Stiefmutter“<sup>77</sup>, die die Kinder schlecht behandelt. Seit dem Tod der Mutter geht es selbst „dem Hündlein unter dem Tisch“ (S. 44) besser als den Geschwistern.

Allerdings verlassen die Kinder in dieser Geschichte ihr Heim aus eigenem Entschluss – lieber wollen sie weit fortgehen, als weiterhin bei der Stiefmutter zu leben. Doch der Stiefmutter reicht es nicht, die Kinder schlecht zu behandeln, sie folgt ihnen selbst auf deren Flucht, um ihnen zu schaden. Hier offenbart sich ihr wahres Wesen, wenn es heißt: „Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe.“(S. 45) Auch die Art ihrer Fortbewegung wird beschrieben, sie ist den Kindern nachgeschlichen, „wie die Hexen schleichen“ (S. 45). Das Schleichen wird hier also explizit als eine typische Eigenart der Hexen dargestellt. So kommt beispielsweise auch die Hexe bei *Hänsel und Gretel* aus ihrem Haus herausgeschlichen.

Außerdem hat sie „alle Brunnen im Wald verwünscht“ (S. 45). Hier zeigt sich ihre Fähigkeit, Dinge zu verzaubern, um den Menschen zu schaden – der so genannte Schadenzauber, der bereits in Kapitel 3.3.1 dargestellt wurde. Die Hexe weiß, dass die Kinder bald durstig sein werden und hat deshalb alle Brunnen im Wald mit einem Fluch belegt: Wer daraus trinkt, wird in ein Tier verwandelt. Das Schwesterchen jedoch versteht das Rauschen der Brunnen und hört die Botschaft. So findet sich in diesem Märchen die Verbundenheit mit der Natur eher bei der Schwester, obwohl diese eindeutig nicht negativ besetzt ist. Außerdem besitzt sie eine weitere Eigenschaft der Hexen: Sie kennt sich mit Kräutern aus. Als das Rehkälbchen bei der Jagd am Fuß verletzt wird, nutzt sie deren heilende Wirkung,

---

<sup>77</sup> *Brüderchen und Schwesterchen*. In: Grimms Märchen. Gesamtausgabe. Mit Bildern von Ludwig Richter. München. O. J. S. 44. Im vorliegenden Kapitel wird nach dieser Ausgabe mit in Klammern nachgestellten Seitenzahlen zitiert.

indem sie ihm Kräuter auf die Wunde legt. Schon am nächsten Morgen spürt das Reh nichts mehr von der Verletzung.

Nachdem das Schwesterchen mit dem König vermählt wurde und zusammen mit dem Reh glücklich in einem Schloss lebt, scheint die Geschichte endgültig einen positiven Verlauf zu nehmen.

Doch die böse Hexe, die gehofft hatte, dass Brüderchen und Schwesterchen im Wald umgekommen sind, erfährt nun von deren Glück.

Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe, und sie hatte keinen anderen Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. (S. 48)

Neid und Missgunst, diese Charaktereigenschaften gehören zum hinterhältigen Wesen der Hexe. Auch als die Kinder längst nicht mehr bei ihr leben, ist ihr der Gedanke unerträglich, dass sie glücklich sein könnten. Bettelheim erkennt in der Hexe dementsprechend ein Symbol der „asozialen Tendenzen des Menschen“<sup>78</sup>.

Stattdessen soll ihre leibliche Tochter, die „hässlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte“ (S. 48) Königin werden. Der Vater dieser Tochter ist unbekannt. Vielmehr lässt auch ihre äußere Erscheinung – die körperliche Entstellung durch das fehlende Auge – eher den Schluss zu, dass es sich bei diesem Kind um einen Wechselbalg handelt und der Teufel ihr Vater ist.

Die Hexe plant nun, dass ihre eigene Tochter Königin sein soll. Um einen Austausch der Frauen vorzunehmen, nähert sich die Hexe der Königin in der Gestalt der Kammerfrau. Dies ist auf zweierlei Art bedeutsam: Einerseits steht es in Bezug zu der besonders verdächtigen Frauengruppe der Hebammen. Als Kammerfrau ist sie eigentlich die Vertraute der Königin, hintergeht und betrügt sie jedoch. Allerdings hat sie es nicht auf das neu geborene Kind abgesehen.

Andererseits zeigt die Hexe hier ihre Fähigkeit, nicht nur sich selbst, sondern auch andere in eine fremde Gestalt zu verwandeln: Während sie die Gestalt der Kammerfrau annimmt, gibt sie ihrer Tochter „die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben“ (S. 48). Hier zeigen sich also auch die Grenzen ihrer Zauberkraft: Das Stigma der Tochter kann sie nicht verbergen.

Nachdem die wahre Königin erlöst wurde, lässt der König die Hexe und ihre Tochter vor Gericht führen. Die Tochter erleidet ihr Schicksal im Wald, wo sie

---

<sup>78</sup> Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*. S. 81.

von den wilden Tieren zerrissen wird. Die Hexe dagegen muss im Feuer „jammervoll verbrennen“ (S. 50). Auch sie findet also, wie die Hexe bei *Hänsel und Gretel*, den Tod im Feuer. Dass das Brüderchen letztendlich seine menschliche Gestalt wieder erlangt, spielt dabei auf den Glauben an, dass der Fluch einer Hexe nur wirkungsvoll ist, solange diese am Leben ist. Das glückliche Ende der Geschichte wird also erst möglich, wenn „das Böse beseitigt ist“<sup>79</sup>.

Auffallend in beiden Märchen ist außerdem der Glaube der Kinder, vor allem der Mädchen. So wird erwähnt, dass Schwesterchen jeden Abend vor dem Schlafengehen ein Gebet spricht und auch Gretel ruft, als ihr Bruder gekocht werden soll, aus: „Lieber Gott, hilf uns doch!“ (S. 65) Gläubige und gottesfürchtige Kinder werden also vor der Hexe gerettet.

## **6. Fazit**

Der Hexenwahn entwickelte sich aus der Inquisition und mit der Veröffentlichung des *Hexenhammers* wurde die Verfolgung der – vor allem weiblichen – Hexen vorangetrieben. Stereotype Eigenschaften, die den Hexen zugeschrieben wurden, wurden auf alle Frauen projiziert. Der Beweis der eigenen Unschuld war durch den Ablauf der Prozesse unmöglich.

In der Analyse konnte gezeigt werden, dass es sich bei dem Bild von der Hexe um ein unzutreffendes Negativbild, ein so genanntes Feindbild(-) handelt. Auch die in der Theorie angesprochene Dämonisierung und das Ziel der kompletten Ausrottung des Gegners passen genau auf die Situation der Hexenverfolgung.

Vor allem die Analyse der Gründe für die Hexenverfolgung und damit auch die Funktionen des Feindbilds Hexe hat interessante Ergebnisse hervorgebracht, die sich nicht nur auf dogmatische Motive zurückführen lassen.

Unter dem Deckmantel der Religiosität brachte dieses Feindbild nämlich für bestimmte Gruppen durchaus weltliche Vorteile. Im kirchlich-konfessionellen und politisch-territorialen Bereich, also von Staat und Kirche, wurde die Verfolgung der Hexen zur Machtgewinnung und -sicherung benutzt. Sie führte zu Angst in der Bevölkerung und damit zu Gehorsam ob der willkürlichen Gefahr, die jedem Menschen jederzeit drohte. Die Kirche wurde dadurch gefestigt, weil in dieser Krise jeder ein noch besserer Christ sein wollte. Unbequeme Gegner konnten durch Denunziation und einen Hexenprozess schnell und scheinbar legitim besei-

---

<sup>79</sup> Ebenda, S. 138.

tigt werden. Die machtpolitischen Gründe seitens Staat und Kirche scheinen ausschlaggebend für den Erhalt des Feindbilds zu sein.

Doch es gibt auch ökonomisch-soziologische Gründe, wie die Gewinnsucht der Beamten, die sich finanziell an den Verurteilungen bereicherten. Die Verdrängung der Frau aus qualifizierter Arbeit ist ein weiterer Aspekt – Frauen sollten ihre inferiore soziale Rolle nicht durchbrechen können.

Als sozialpsychologischer Grund kann eine überhöhte Hexenangst genannt werden, die sich in der Bevölkerung verbreitet hatte. Dies bestätigt die „starke Beharrungstendenz“<sup>80</sup> von Feindbildern, die von einer Gruppe instrumentalisiert wurden. Das Feindbild verselbstständigte sich und wurde schließlich auch zur Lösung kleinerer intrapersonaler Konflikte verwandt. Dieses Verhalten ist vielleicht vergleichbar mit der Denunziation von Mitbürgern in der ehemaligen DDR. Es wäre interessant in einer weiterführenden Arbeit mögliche Parallelen in beiden Gesellschaftsformen herauszuarbeiten. Gemeinsam sind in beiden Fällen das Klima der Angst in der Bevölkerung, das allgegenwärtige Misstrauen und die staatliche Willkür, durch die sich niemand sicher fühlen konnte.

Das zuvor erarbeitete Hexenstereotyp konnte bei der literaturwissenschaftlichen Interpretation der Texte eindeutig in den Märchen wiedererkannt werden. Dieses Feindbild wurde in der Literatur konserviert und von Generation zu Generation an die Kinder weitergegeben und hat sich so in den Köpfen der Menschen festgesetzt. So stellt Heinrich Langer in einer breit angelegten Untersuchung an den Schulen verschiedener Landkreise in Baden-Württemberg eine „bemerkenswerte Übereinstimmung der kindlichen Vorstellungen vom Aussehen einer Hexe mit denjenigen der Kinder- und Märchenbücher“<sup>81</sup> fest. Doch gibt es seit einiger Zeit auch schon positive Beispiele für Hexendarstellungen in Kinder und Jugendliteratur wie die kleine Hexe Lilli oder Bibi Blocksberg. Allerdings ist das negative Bild von der Märchenhexe weiterhin vorherrschend.

---

<sup>80</sup> Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder*. S. 57.

<sup>81</sup> Heinrich Langer: *Hexenglaube bei Kindern. Wissenschaftliche Hausarbeit. Zweite Prüfung für das Lehramt an Volksschulen*. Kornwestheim. 1953. Zitiert aus: Inge Schöck: *Hexenglaube in der Gegenwart*. Tübingen. 1978. S. 117.

## 7. Literaturverzeichnis

### 1. Primärliteratur

- *Grimms Märchen. Gesamtausgabe.* Mit Bildern von Ludwig Richter. O. J. München.

### 2. Sekundärliteratur

- Bruno Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen.* Stuttgart. 1977.
- Helmut Brackert: *Unglückliche, was hast du gehofft? Zu den Hexenbüchern des 15.-17. Jahrhunderts.* In: Becker u.a.: *Aus der Zeit der Verzweiflung. Zu Genese und Aktualität des Hexenbildes.* Frankfurt. 1977.
- Johannes Franck: *Geschichte des Wortes Hexe.* In: Joseph Hansen: *Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter.* Hildesheim. 1963.
- Bruno Gloger/Walter Zöllner: *Teufelsglaube und Hexenwahn.* Wien [u.a.]. 1999.
- Manfred Hammes: *Hexenwahn und Hexenprozesse.* Frankfurt. 1977.
- Evelyn Heinemann: *Hexen und Hexenglauben: eine historisch-sozialpsychologische Studie über den europäischen Hexenwahn des 16. und 17. Jahrhunderts.* Frankfurt [u.a.]. 1986.
- Heinrich Langer: *Hexenglaube bei Kindern. Wissenschaftliche Hausarbeit. Zweite Prüfung für das Lehramt an Volksschulen.* Kornwestheim. 1953.
- Jules Michelet: *Die Hexe.* München. 1974.
- Inge Schöck: *Hexenglaube in der Gegenwart.* Tübingen. 1978.
- Wilhelm Gottlieb Soldan/Heinrich Heppe: *Geschichte der Hexenprozesse.* Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. 2 Bände. München. 1912. Unveränderter Nachdruck der 3. Auflage durch die Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt. 1972.
- Jakob Sprenger/Heinrich Institoris: *Der Hexenhammer.* München. 1983.
- Peter Tepe: *Grundsätzliches über Feindbilder.* In: *Aufklärung und Kritik – Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie.* Nürnberg. Heft 18. 2002. 9. Jahrgang, Nr. 2. S. 51-60.
- Keith Thomas: *Die Hexen und ihre soziale Umwelt.* In: Claudia Honegger (Hg): *Die Hexen der Neuzeit.* Frankfurt am Main. 1979.

## 8. Anhang

1. *Hänsel und Gretel*  
aus: Grimms Märchen. Gesamtausgabe. Mit Bildern von Ludwig Richter.  
O. J. München.
2. *Brüderchen und Schwesterchen*  
aus: Grimms Märchen. Gesamtausgabe. Mit Bildern von Ludwig Richter.  
O. J. München.

## Hänsel und Gretel

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „Was soll aus uns werden? wie können wir unsere armen Kinder ernähren da wir für uns selbst nichts mehr haben?“ „Weißt du was, Mann“, antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist. Da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los.“ „Nein, Frau“, sagte der Mann, „das tue ich nicht; wie sollt ichs übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen! Die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.“ „Oh, du Narr“, sagte sie, „dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln“, und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch“, sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: „Nun ist's um uns geschehen.“ „Still, Gretel“, sprach Hänsel, „gräme dich nicht, ich will uns schon helfen.“ Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die Untertüre auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz hell, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Haus lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viele in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: „Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen“, und legte sich wieder in sein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: „Steht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen.“ Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: „Da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts.“ Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hänsel, was guckst du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß deine Beine nicht!“ „Ach, Vater“, sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen.“ Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint.“ Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert.“ Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: „Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab.“ Hänsel und Gretel saßen um das Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wär' in der Nä-

he. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dünnen Baum gebunden hatte und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen?“ Hänsel aber tröstete sie: „Wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden.“ Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopfen an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel waren, sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wiederkommen.“ Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder herausfinden; es ist sonst keine Rettung für uns.“ Dem Mann fiel's schwer aufs Herz, und er dachte: Es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern teiltest. Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt, muß auch B sagen, und weil er das erstmal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal. Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und die Kieselsteine auflesen, wie das vorigemal; aber die Frau hatte die Tür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen.“

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorigemal. Auf dem Wege nach dem Wald bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde. „Hänsel, was stehst du und guckst dich um?“ sagte der Vater, „geh deiner Wege!“ „Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir Ade sagen“, antwortete Hänsel. „Narr“, sagte die Frau, „das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.“ Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg. Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtage noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: „Bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen. Wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab.“ Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging; aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finsternen Nacht, und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sagte: „Wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein sehen, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus“ Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Bröcklein mehr, denn die viel tausend Vögel, die im Walde und im Felde umherflogen, die hatten sie weggepickt. Hänsel sagte zu Gretel: „Wir werden den Weg schon finden.“ Aber sie fanden ihn nicht. Sie gin-

gen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, mußten sie verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes, schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehen blieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nahe herankamen, so sahen sie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns dranmachen“, sprach Hänsel, „und eine gesegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, du kannst vom Fenster essen, das schmeckt süß.“ Hänsel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knusperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus: „Knusper, knusper, Kneischen, Wer knuspert an meinem Häuschen?“ Die Kinder antworteten: „Der Wind, der Wind, das himmlische Kind“, und aßen weiter, ohne sich irre machen zu lassen. Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder und tat sich wohl damit.

Da ging auf einmal die Türe auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschrakten so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: „Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid.“ Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward ein gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung wie die Tiere und merken's, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch: „Die habe ich, die sollen mir nicht wieder entweichen!“ Früh morgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „Das wird ein guter Bissen werden.“ Da packte sie Hänsel mit ihrer dürrer Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein. Er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zur Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen.“ Gretel fing an bitterlich zu weinen; aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: „Hänsel, streck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist.“ Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte.

Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da überkam sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. „Heda, Gretel“, rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und trag Wasser! Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen.“ Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! „Lieber Gott, hilf uns doch“, rief sie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben!“ „Spar nur dein Geplärre“, sagte die Alte, „es hilft dir alles nichts.“ Früh morgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen“ sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet.“ Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlügen „Kriech hinein“, sagte die Hexe, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschieben können“ Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's aufessen.

Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte, und sprach „Ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm ich da hinein?“ „Dumme Gans“, sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug, siehst du wohl, ich könnte selbst hinein“, krabbelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu ! Da fing sie an zu heulen, ganz grauselig; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen. Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot.“

Da sprang Hänsel heraus wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein. Da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine“, sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte. Und Gretel sagte „Ich will auch etwas mit nach Haus bringen“, und füllte sein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort“, sagte Hänsel, „damit wir aus dem Hexenwald herauskommen.“

Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber“, sprach Hänsel, „ich seh keinen Steg und keine Brücke.“ „Hier fährt auch kein Schiffchen“, antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber.“ Da rief sie: „Entchen, Entchen, da steht Gretel und Hänsel. Kein Steg und keine Brücke, nimm uns auf deinen weißen Rücken.“ Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. „Nein“, antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüberbringen.“ Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals.

Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttelte sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen.

Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große Pelzkappe daraus machen.

## Brüderchen und Schwesterchen

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrigbleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser: Dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!“ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brunnlein wüßte, ich ging und tränk einmal; ich mein, ich hört eins rauschen.“ Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brunnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht. Als sie nun ein Brunnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger, wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.“ Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreiße mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle.“ Als sie zum zweiten Brunnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf, wer aus mir trinkt, wird ein Wolf!“ Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frisse mich.“ Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brunnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh. Wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brunnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: Hier können wir bleiben und wohnen. Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, war ver-

gnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Es trug sich aber zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger durch die Bäume, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabeigewesen. „Ach“, sprach es zum Schwesterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten“, und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber“, sprach es zu ihm, „komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Türlein; und damit ich dich kenne, so klopf und sprich: Mein Schwesterlein, laß mich herein; und wenn du nicht so sprichst, so schließ ich mein Türlein nicht auf.“ Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Als es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhte sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus.

Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das Hoho der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus.“ Das Schwesterchen öffnete ihm die Türe und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder dasein und dein Sprüchlein sagen.“ Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein“, und sah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden.“ Das Schwesterchen aber erschrak gewaltig, als es sah, daß sein Rehkälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst.“ Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabeisein; so bald soll mich keiner kriegen.“ Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten, und ich bin hier allein im Wald und bin verlassen von aller Welt; ich laß dich nicht hinaus.“

„So sterb ich dir hier vor Betrübniß“, antwortete das Rehchen, „wenn ich das Hifthorn höre, so mein ich, ich müßt aus den Schuhen springen!“ Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Tür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald.

Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide tut.“ Sobald die Sonne untergegangen war, sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen.“ Und als er vor dem Türlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich herein.“ Da ging die Tür auf, und der König trat

herein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht sein Rehlein, sondern ein Mann hereinkam, der eine goldene Krone auf dem Haupt hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?“ „Ach ja“, antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht.“ Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, solange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen fort.

Der König nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt.“ „Sei nur still“, sagte die Alte, und sprach sie zufrieden, „wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein.“ Als nun die Zeit herangerückt war und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das wird Euch wohl tun und frische Kräfte geben; geschwind, eh es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, sie trugen die schwache Königin in die Badstube und legten sie in die Wanne; dann schlossen sie die Tür ab und liefen davon. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte. Als das vollbracht war, nahm die Alte ihre Tochter, setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Damit es aber der König nicht merkte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als er heimkam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte ans Bett seiner lieben Frau gehen und sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Türe aufging und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Tür hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen.“ So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie

immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen. Als nun so eine Zeit verfließen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr.“ Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen.“ Abends ging er in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr.“ Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr.“ Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders sein als meine liebe Frau.“ Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau“, und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wiedererhalten, war frisch, rot und gesund.

Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urteil gesprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und musste jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.